Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 61 (1984)

Heft: 4

Artikel: Vom erfüllten diesseitigen Leben zur Auferstehungshoffnung

Autor: Hartmann, Ignaz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030772

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom erfüllten diesseitigen Leben zur Auferstehungshoffnung

P. Ignaz Hartmann

a) Möglichkeit erfüllten Lebens im Diesseits

Israel hat Jahwe, seinen Gott, erfahren als den Handelnden, der bei seinem Volk ist und mit ihm geht (Ex 3, 14; 13, 21f.). Er hat dieses sein Volk aus Ägypten herausgeführt, durch die Wüste geleitet und in das den Vätern verheissene Land gebracht (Dt 26, 5–9). Wollte sein Volk von ihm abfallen und sich anderen Göttern zuwenden, so ging Jahwe ihm nach und suchte sein Volk mit eifersüchtiger und starker Liebe (Ex 20, 5; Dt 32, 10; Ez 16). Kurz: Israel hat seinen Gott erfahren als den Lebendigen (Dt 5, 26; Ps 42, 3; 2 Kg 19, 4), als lebendigen schlechthin.

Jahwe aber ist nicht nur der lebendige, er ist auch der lebensspendende Gott. Bei ihm ist die Quelle des Lebens (Ps 36, 10). Er ruft alles ins Dasein, was ist (Ps 104) und seinem Odem verdankt sich jegliche Existenz (Ps 104, 30; Is 42, 5). Würde Gott ihr nur einen Augenblick seine Schöpferkraft entziehen und sich von der Welt abwenden, sie würde sogleich in sich zusammenfallen (Pss 33, 4; 104, 29). Gott formte den Menschen und blies in seine Nase den Lebensodem. So wurde der Mensch ein lebendes Wesen (Gn 2, 7). Nicht nur der Beginn der menschlichen Existenz kommt von Gott, der Mensch bleibt fortan auf Gott verwiesen. So weist Gott dem Menschen den Lebensraum zu (Gn 2, 8). Sein Wort sagt ihm, wo er das Leben findet (Gn 2, 16f.). Nicht nur vom Brot und anderen Lebensmitteln lebt der Mensch, sondern vorzüglich von Gottes Wort (Dt 8, 3). Gott, der Freund des Lebens (Wh 12, 26) begleitet das menschliche Leben mit seinem Wort und dem lebensspendenden Gesetz (Dt 4, 1.40; 5, 29; 6, 2). Gottes Wort an den Menschen entspringt also, wie das Gesetz, der liebenden Schöpfermacht Gottes und will nichts anders als die Entfaltung des Menschen innerhalb der ihm geschenkten Gottesgemeinschaft. Dass nach Gn 2, 9 der Mensch im Paradies in der Nähe des Lebensbaumes lebte, könnte auf ein immer fortdauerndes Leben in der Gottesgemeinschaft hinweisen und besagen, dass nach Gottes Willen dem Menschen im Anfang die Möglichkeit des ewigen Lebens durch die Frucht des Lebensbaumes geschenkt war. Wir halten fest: Gott ist der lebendige und lebensspendende. Der Mensch hat das Leben nicht aus sich selbst, sondern ist in Anfang und Fortbestand auf Gott verwiesen. Der Mensch lebt im Hören auf Gottes Wort. Das Leben ist Geschenk Gottes, nicht Besitztum des Menschen. «Dieser Sachverhalt bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Denn er besagt ja immerhin, dass das dem Menschen Nächste, dass die Bedingung seines Daseins und Selbstseins, nicht ihm selber gehört, dass sein Eigentlichstes, eben sein Leben, nicht sein Eigenes ist. Kurz und streng: der Mensch ist sich selbst entzogen. Er ist nicht Herr seiner selbst, wenngleich er Herr der Erde zu sein bestimmt ist (1. Mos 1, 28). Nicht Herr seiner selbst zu sein, ist

aber nicht etwa ein anthropologischer Mangel, sondern vielmehr ein Hinweis darauf, dass der Mensch nur in Beziehungen leben kann, dass er, weil er sich selbst entzogen ist, sich nicht auf sich selbst beziehen kann, ohne schon immer auf Gott bezogen zu sein» (E. Jüngel).
Im Hören auf Gottes lebensspendendes Wort würde der auf Gott verwiesene und in seiner Existenz ganz von ihm abhängige Mensch seinem ursprünglichen Verhältnis zu Gott entsprechen. Aber der Mensch wird in der Bibel von allem Anfang an als der geschildert, der sein Leben abseits der Leitung durch Gottes Wort sucht (Gn 3, 6), der Gottes Wort missachtet, wodurch er sich aus der ursprünglichen Gottesgemeinschaft entfernt und deshalb zu sterben beginnt (Gn 2, 17; 3, 8. 23). So findet sich der Mensch ausserhalb des Gartens vor (Gn 3, 23), weg von der ursprünglichen Gottesgemeinschaft in einer seltsamen Spannung. Es ist ihm einerseits verheissen, dass das Suchen nach Gott ihm Leben bringt (Am 5, 4), andererseits bedeutet gerade die Nähe oder gar das Sehen Gottes äusserste Todesgefahr (Ex 19, 24; Is 6, 5). Auf der einen Seite will Gottes Wort dem Menschen Leben gewähren, dazu schliesst Gott mit den Menschen einen Bund (Dt 28. 1f.), auf der anderen Seite ist gerade auch der gehorsamswillige Mensch nicht imstande, diesem Angebot entsprechend zu leben (Jos 24, 19–24). Aber auch der Mensch, der sich der Leitung durch Gottes Wort entzieht, der ihm vielleicht gar nicht entsprechen kann, ist und bleibt auf Gott und sein Wort als einzige Lebensquelle verwiesen. Der Lebensbaum ist keine selbständige Grösse, er steht in der Verfügung Gottes und ist dem Menschen unzugänglich (Gn 3, 22–24). So bleibt dem Menschen nichts anderes übrig als zu diesem verfügenden Gott zu rufen, wenn sein Leben durch Schwachheit oder Krankheit, durch Gefangenschaft oder Feindesnot in Gefahr geraten ist, und diesen Gott um Errettung vor dem Tode zu bitten (Pss 3, 2; 5, 2; 6, 3; 116, 3 f.; Is 38, 3) und ihn nach überstandener Gefahr als Lebensretter zu preisen (Pss 30, 3; 116, 17–19; Is 38, 15–20). «Störungen an der vitalen Basis der menschlichen Existenz führten den Menschen in einen status confessionis. Heilen konnte nur Gott (2. Kön 5, 7), es war Unglaube, der Hilfsbereitschaft Jahwes zu misstrauen und Ärzte zu Rate zu ziehen (2. Chron 16, 12) (G. von Rad). Einzig Jahwe kann ja verbinden und heilen (Job 5, 18). Wer sich in seiner Krankheit an eine fremde Gottheit wendet, der muss sterben (2 Kg 1, 4. 6). Gerade der Mensch, der sich Gott und seinem Wort entziehen will, muss erfahren, dass es an Gott vorbei kein Leben gibt. Der Kranke steht vor der Unerbittlichkeit dieses Sachverhaltes und ist durch ihn in Frage gestellt.
Wenn man vielleicht auch gut tut, damit zu rechnen, dass in Gn 2–3 von der Möglichkeit ewigen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott gesprochen ist, und davon, dass der Mensch dieses Angebot ausschlug, so muss man doch im Blick auf den Rest des AT sagen: Die Menschen, die hier geschildert werden, haben nicht ihr Lebtag lang einer verpassten Möglichkeit nachgetrauert, so dass sie ihres Lebens nie froh wurden. Im Gegenteil: In der Bibel ist auffallend häufig von der Freude die Rede. Und es gibt genügend Anzeichen dafür, dass keineswegs die Trauer über eine verderbte, sich in der Gegenwart auswirkende Vergangenheit das Grundgefühl des Lebens war, sondern dass vielmehr die Überzeugung herrschte: Das Leben hat grundsätzlich seine Zeit; es ist eingespannt zwischen Geburt und Tod, und innerhalb dieser Grenzen ist ihm die Möglichkeit einer Erfüllung angeboten. Denn Gott gibt nicht nur das Leben, er bestimmt ihm auch seine Zeit (Gn 6, 3; Ps 136, 16) und hält sie in seiner Hand (Ps 31, 16). Diese Lebenszeit ist kurz, nur 70 bis 80 Jahre (Ps 90, 10). Aus der Erkenntnis der Vergänglichkeit seines Lebens soll dem Menschen von Gott her Weisheit erwachsen (Ps 90, 12). Dies ist vielleicht so zu verstehen, dass der Gedanke an den Tod dazu provozieren soll, das Leben in einem letzten Sinne ernst zu nehmen, nach Gottes Güte und Erbarmen zu suchen und so in der Ausgerichtetheit auf Gott zu leben und sich seiner

Hinwendung zum vergänglichen Menschen zu freuen (Ps 90, 13–17). Innerhalb der ihm geschenkten Lebenszeit kann der Mensch frohlokken, sich an Gottes Namen, an seiner Güte und Hilfe, die das Heil seines Knechtes will, freuen, und ob Gottes Gerechtigkeit jauchzen (Pss 9, 2; 31, 8; 35, 9. 27; 63, 8; 70, 5; 81, 2; 89, 17). «Der atl. Fromme (...), der nichts gegen Gott zu gewinnen versucht, findet im Frieden mit Gott Freude an Gott, an Gottes Wirklichkeit und Tätigkeit, und an seinem eigenen Sein vor Gott» (H. Volk). Dazu ist freilich Bedingung, dass dieser Fromme gerecht (Hab 2, 4; Ez 18, 5–9) und nach Gottes Weisung (Dt 28, 1; Neh 9, 29) lebt. Tut er dies, dann wird sein Leben von Gott gesegnet sein mit vielen und guten Tagen, mit Fruchtbarkeit des Landes, mit Kinderreichtum, Leben, das sich in den Nachkommen erhält, mit der Länge der Tage (Dt 28, 3–9; Pss 21, 5; 34, 13; 91, 16; 119, 17; 127; 128; 143, 11). Wer so Gottes Gerechtigkeit im eigenen Leben sich auswirken sieht (Ps 37, 25; Job 4, 6f.; Sir 2, 10), in wessen Leben sich die Entsprechung von eigenem Tun und erfahrendem Geschick einstellt, der kann in «gesegnetem Alter betagt und lebenssatt sterben», wie Abraham (Gn 25, 8). Sein Leben ist voll geworden. Wer so stirbt, von dem kann man sagen: «Im reifen Alter steigst du in das Grab, wie man zu seiner Zeit die Garben sammelt» (Job 5, 26). So sterben die Gesegneten des Herrn «alt und lebenssatt» (Gn 35, 29; Job 42, 17), ohne eigenes, ohne fremdes Klagen. Solch ein Tod könnte sein ein das Leben eines Menschen vollendendes Ende, ein Tod, von dem man sagen könnte: Er «bricht nichts ab, sondern vollendet nur» (U. Wilckens).

b) Der Tod und die Toten

Was schon vom Leben gilt, dass es keine eigenständige, von Gott losgelöste Grösse ist, das gilt vom Tod nicht weniger. Er ist das Ende der von Gott festgesetzten Lebenszeit, das mit dem Altern beinahe selbstverständlich eintritt. Der Mensch kehrt zurück zum Staub, von dem er genommen ist, der Erdling zur Erde (Gn 3, 19; Ps 146, 4; Prd 3, 20; 12, 7). Dass es so geschieht, ist Verfügung Gottes (Gn 3, 19) und so ist denn Gottes Herrschaft über den Tod, oder noch mehr seine Setzung des Todes, der Grund dafür, dass dem Tod keine selbständige Bedeutung zukommt. Denn Jahwe selbst tötet und macht lebendig (Dt 32, 39; 1 Sam 2, 6; 2 Kg 5, 7). Er lässt die Sterblichen zurückkehren zum Staub (Pss 90, 3; 104, 29; Job 2, 10; 34, 14 f.). «Der Tod war kein letzter Feind, sondern ein Handeln Jahwes am Menschen» (G. von Rad). Der Tod kommt, «so können wir scharf formulieren, nicht an sich vor. Sterben ist menschlich. Der Tod ist nicht etwas davon zu Abstrahierendes, sondern eben dies: dass Menschen sterben» (E. Jüngel).

Kommt dem Tod also keine Selbständigkeit zu, ist er vielmehr etwas von Gott Gesetztes, dann ist in unserem Zusammenhang die Konsequenz zu ziehen, dass er dann auch keine widergöttliche Macht ist, die Gott erst durch Überwindung, etwa Auferweckung der dem Tod verfallenen Toten, brechen muss, soll Gott Herr sein. Zwar bleibt die Aussage, dass Gott selbst den Tod setzt, nicht ganz unangefochten stehen. Innerhalb des Alten Testamentes steht, wenn auch in sehr später Zeit, sogar ein expliziter Protest dagegen: «Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude an dem Untergang der Lebenden» (Weish 1, 13). Auch gibt es auf Erden keine Herrschaft des Hades (Weish 1, 14). Die Erde wird nicht von der Macht des Todes, der hier als personifizierte Grösse gesehen wird, beherrscht. Der Tod kam durch den Neid des Teufels in die Welt (Weish 2, 24), und der Irrweg des eigenen Lebens, das Tun des Menschen, zieht das Verderben, den Tod, herbei (Weish 1, 12). Nach dem Weisheitsbuch ist also nicht Gott Urheber des Todes. So kann die Frage aufkommen, ob nicht Gott «Retter aus dem Hades» (Weish 2, 1) sein muss, wenn er Herr, Gott, sein soll, der «alles zum Sein erschaffen hat» (Weish 1, 14; vgl. 2, 23f.; 11, 23–12, 1). Das Weisheitsbuch zeigt eine der überkommenen Auffassung gegenüber sehr gegensätzliche Ansicht bezüglich Herkunft und Setzung des Todes. Aber es gilt auch noch in anderer Hinsicht: «Ein

Pfau. Detail aus der Bronzetür der Kathedrale zu Gniezno (VR Polen)

der ganzen Bibel gemeinsames Verständnis des Todes gibt es nicht» (E. Jüngel). Zwar gibt es «einige fast allen biblischen Schriften gemeinsame Grundzüge im (...) Verständnis des Todes» (E. Jüngel). Dazu gehört die überwiegend negative Bewertung der Tatsache, dass der Mensch sterben muss.» Die Werke Gottes loben Gott. Alles, was Odem hat (Pss 148; 150, 6; Dn 3, 57–90); der Tod nicht (Is 38, 18). Von einem: «Gelobt seist du, o Herr, durch unseren Bruder, den leiblichen Tod, dem kein Lebendiger entrinnen kann» (Franz von Assisi), steht die alttestamentliche Todesbewertung weit ab. Selbst dort, wo man den Tod als Setzung Gottes bereitwillig auf sich nehmen will, kommt noch die negative Bewertung zum Ausdruck: «Wenn wir das Gute von Gott annehmen, warum nicht auch das Böse?» (Job 2, 10).

Wie die Bibel über den Tod wenig Gutes zu berichten weiss, so auch über die Toten. Das Bild, oder besser die Fragmente, die sie zeigt, sind trostlos. Die Toten sind im Land des Vergessens (Ps 88, 13). Sie können Gott nicht mehr preisen (Pss 6, 6; 30, 10; 115, 17), und somit haben sie verloren, was für den Israeliten das Merkmal der Lebendigkeit schlechthin war. Gott gedenkt ihrer nicht mehr (Ps 88, 6). Dennoch scheinen sie eine, wenn auch stark verminderte Existenz weiterzuführen (Pss 39, 14; 88, 5. 13; Job 14, 12; Is 8, 19; 29, 4; 53, 8). Aber diese «schattenhafte, dem Schlaf ähnliche Existenz der Toten in der Scheol verdient nicht den Namen Leben» (F. Mussner).

Israel weis über die Toten sehr wenig zu sagen, und dieses wenige ist nicht ausgeglichen. Es fehlt offensichtlich ein eigenständiges religiöses Interesse am Tod und an den Toten. Von ihnen ist nichts mehr zu erwarten (Is 8, 19). Die Toten sind weggegangen und kehren nicht mehr zurück. Man beschäftigt sich mit ihnen nicht, sondern wendet sich dem Leben zu (2 Sam 12, 22–24).

c) Die Stellung des Auferstehungsgedankens im AT und im NT

Der vorausgegangene Abschnitt hat gezeigt, dass das Interesse der Israeliten an den Toten und somit auch am Jenseits lange Zeit hindurch sehr gering war. Ihr religiöses Interesse bezog sich auf die Erfahrungswirklichkeit. Dabei war die Wirklichkeit des erfahrenen Alltags durchaus religiös. «Für die Israeliten der ganzen frühen Jahrhunderte bis ins zweite Jahrhundert vor Christus hinein konzentrierte sich alles religiöse Interesse auf das Leben zwischen Geburt und Tod» (U. Wilckens). Diesem Leben war in der Gottesgemeinschaft die Möglichkeit der Erfüllung verheissen (Ex 23, 26). Das volle Erfahren der Gottesgemeinschaft in diesem Leben (Ps 73, 25–28) machte die Frage nach dem Jenseits nebensächlich. Dass die tatsächliche Erfüllung in diesem Leben eher eigener Erwähnung würdige Ausnahme (Gn 25, 8; 35, 29; Job 41, 17) denn Regelfall war, führte noch lange Zeit nicht dazu, eine Erfüllung jenseits der konkreten Existenz zwischen Geburt und Tod zu erwarten oder zu postulieren. Vielmehr führte das Ausbleiben der Erfüllung, führten Krankheit, Leid und Unglück den davon Betroffenen zur Busse und Überprüfung des Gottesverhältnisses, in dessen Störung man ihren Ursprung vermutete. Auch für die ersehnte Heilszeit begnügte man sich in Israel mit der Erwartung einer gesteigerten Langlebigkeit, in der das Sterben solange wie möglich hinausgeschoben werden sollte. In dieser Zeit wird es keinen Greis geben, «der nicht seine Tage auslebt» (Is 65, 20).

Bei dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, dass erst in später Zeit die Hoffnung auf Erfüllung auch noch nach dem Tod lebendig wurde: die Hoffnung auf Auferstehung der Toten. Erst im zweiten Jahrhundert vor Christus findet sich im Buch Daniel das erste unumstrittene Zeugnis für die Auferstehung der Toten. Sieht man vom zweiten Makkabäerbuch ab, so kann man sagen, dass das Alte Testament für die Auferstehungserwartung nur einen einzigen Beleg enthält. Nach dem Zeugnis des Neuen Testamentes aber glaubte schon ein Grossteil der Juden, nämlich die Gruppe der Pharisäer (Apg 23, 6-8), an die Auferstehung der Toten. Hier wollen wir festhalten, dass die Auferstehungserwartung im Alten Testament eine Randerscheinung ist.

Ist die Erwartung der Auferstehung im Alten Testament noch eine Randerscheinung, so ist das Neue Testament ohne Auferstehung nicht mehr zu verstehen. Dem «Glauben an die Auferstehung Jesu Christi» verdanken wir das «Entstehen der neutestamentlichen Texte»; im Osterglauben haben sie ihren «sachlichen Ursprung» (E. Jüngel). Die Auferstehung Jesu betrifft nicht nur Jesus selbst, sondern alle Menschen (1 Kor 15, 22.51). Speziell der spezifisch neutestamentliche Glaube ist losgelöst vom Glauben an die Auferstehung purer Unsinn (1 Kor 15, 17.19). Steht der Auferstehungsglaube im Alten Testament am Rand, so muss man vom neuen Testament sagen: hier steht er im Zentrum.

Der Glaube an die Auferstehung, wie er im Neuen Testament zum Ausdruck kommt, hat auch Folgen für die Einstellung zu Leben und Tod. War der Tod im Alten Testament als Setzung Jahwes und nur sporadisch als Gegner Gottes gesehen, so ist er im Neuen Testament «der letzte Feind» (1 Kor 15, 26), der durch Jesus besiegt wird (Röm 6, 9; 1 Kor 15, 54 f.; Tim 1, 10). Wenn auch das Leben zwischen Geburt und Tod, gerade auch von Jesus selbst sehr ernst genommen und keineswegs übersprungen wird, wie etwa die Krankenheilungen klar machen, so erwartet der neutestamentliche Glaube die Erfüllung doch letztlich nicht in diesem Leben, wie dies lange Zeit im Alten Testament der Fall war, sondern in einem neuen Leben (Jo 5, 24; 11, 25 f.; Phil 1, 21), in einem Leben dort, wo auch Christus ist, bei ihm (Phil 1, 23). Und wenn man dem Christentum als jener Bewegung, die sich auf das Neue Testament stützt, den Vorwurf machen konnte, es sei jahrhundertelang eine Jenseitsreligion gewesen, so kann man doch aus diesem Vorwurf noch einmal ein Zeichen dafür entnehmen, dass die Auferstehungshoffnung, die letztlich am Grund dieser Jenseitsreligion stand, im Neuen Testament nicht mehr am Rande, sondern im Zentrum steht.

Das wunderbare Bild: Papst Pius XII.

Ein Essay

Bruno Stephan Scherer

Menschlichkeit und Sinn für Humor

Vielleicht gerade weil Sr. Pascalina die Schatten dieser vornehmen und ernsten, ständig im Licht der Auserwähltheit stehenden Persönlichkeit gesehen und erlebt hat, ist es ihr Anliegen, immer wieder in ihrem Leben Züge zarter Menschlichkeit und Güte, ja selbst Sinn für Humor und befreiendes Lachen nachzuweisen. Bevor wir uns diesen Stellen zuwenden, soll eine Frage angedeutet werden, die Frage Kindheit, Jugend und Elternhaus Eugenio Pacellis. Eine psychologisch fachgerechte Antwort auf diese Frage würde uns die ängstliche Tabuisierung, Auf-Distanz-Haltung oder Verdrängung der Zölibatsproblematik sowie der Sexualität als solcher in der kirchlichen Öffentlichkeit unter Pius XII. eher verstehen lassen. Auch in diesem Buch fehlt eine psychologieorientierte Fragestellung. Aber da steht (9 f.) ein kurzer Auszug von persönlichen Aufzeichnungen des 15jährigen Schülers, der ein paar indirekte Schlussfolgerungen zulässt. Danach lernte der Schüler Eugenio Zweifel, Seelenqualen und psychische Schmerzen kennen. Er habe «die Hölle im Gemüt», notiert er in etwas theatralischer Empha-